UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

0854S

Schriftsprache und Volksmundart.

Vortrag,

gehalten im Museum zu Heidelberg am 14. December 1878

von

Prof. H. Osthoff
in Heidelberg.

32436
10/2/93

Berlin SW., 1883.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dem üppigen Waldesboden, aus dem vieler Bäume Wurzeln ihre Nahrung saugen, entsprießen in dichter Nachbarschaft zwei edle Stämme. Es grünen und treiben sie beide eine Reihe von Jahren heran. Ein jeder verspricht, nicht minder dereinst als der Genosse eine stattliche Zierde des Forstes zu werden. Gleicher Ursprung und gemeinsame Jugend verbinden ja des Waldes lebensfrisches Kinderpaar und scheinen fernere gemeinsame Schicksale für das spätere Alter hoffen zu lassen. Aber es ist weit anders beschlossen.

Der Kunstgarten der benachbarten Stadt braucht zu seinem Zierrath einen Baum von gerade der nämlichen Gattung wie unsere zwei jugendlichen Stämme. Da naht sich eines Tages des Kunstgärtners Hand dem einen derselben, weiß ihn geschickt zu entwurzeln und giebt ihm seinen Platz unter den Zierpflanzen des Parks. Beständiger und sorgsamer Pflege genießt der verpflanzte Baum fortan vollauf. Es wird gerade an ihm gezogen und gebogen, was irgend Miene macht krumm zu wachsen. Es wird gescheitelt und geschneitelt, wo irgend an unerwünschter Stelle ein das Ebenmaß störendes Zweiglein anzusetzen droht. Umgekehrt weiß an Stellen, wo das natürliche Wachsthum ausbleibt, aber aus künstlerischen Rücksichten erforderlich zu sein scheint, der Parkgärtner durch Oculieren und Aufpfropfen nachzuhelfen und bedient sich zu solchem Zwecke auch sogar der Reiser der gattungsverwandten Waldbäume. So wird durch sorgsame Hut und zweckbewußt pflegende Mühewaltung nach

und nach dieser Baum zu einem Kunstbaum und jenem sehr unähnlich, der als sein ehemaliger Jugendgespiele im frischen Walde weiter gedeiht, von keiner pflegenden Menschenhand berührt, nichts besitzend als was ihm die Natur selbst verliehen, durch die reichen Gaben dieser aber, trotz des weniger ebenmäßigen Wuchses, trotz des rauheren Gesammteindruckes, nicht minder eine Augenweide dem Sehenden und an echter naturwüchsiger Entfaltung sich Erfreuenden.

Dem aus dem Walde frühzeitig verpflanzten, aus einem Naturerzeugniß zum Kunstproduct umgeschaffenen Baume vergleicht sich die Schriftsprache. Die Volksmundart ist der vom heimathlichen Mutterboden nicht losgetrennte, keiner künstlichen Pflege anheimgefallene, darum in seiner natürlichen Entwickelung verbliebene Waldessprößling, ein Gleicher unter Seinesgleichen im Baumwalde, d. i. der von den mannigfaltigen Formen mundartlicher Rede gebildeten Gesammtvolkssprache.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache und ihren Gegensatz zu den heutigen deutschen Volksmundarten schildert einer der neueren Sprachforscher mit einem ganz ähnlichen Bilde. Schleicher sagt von ihr: „sie ist kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich gebildetes und zusammengewürfeltes.“ [1]) Und ein Blick auf den Ursprung und die Entstehung unserer Schriftsprache bestätigt dieses Urtheil.

Bekanntlich ist die Sprache, die wir heutzutage schreiben und der wir uns in der gebildeten Rede zu bedienen pflegen, im Wesentlichen diejenige Sprache, welche der Bibelübersetzung Luthers und seinen sonstigen mächtig an's Volk sich wendenden Schriften ihre Einführung in den allgemeinen Gebrauch verdankt. Auf die Frage, woher Luther diese Sprache entnommen, hat er selbst die bekannte Auskunft gegeben, er bediene sich

nicht einer „gewissen sonderlichen eigenen Sprache im Deutschen", d. h. also nicht einer speciellen Mundart, sondern der Sprache der „sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland." Noch heute sind über die Frage, woher denn wiederum diese kursächsische Kanzleisprache stamme und wie sie ihrerseits zu Stande gekommen, die Acten nicht völlig geschlossen. Doch Folgendes dürfte feststehen.

Nachdem in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Gebrauch der lateinischen Sprache in den officiellen Urkunden abgeschafft war, nachdem dann noch eine Zeit lang der Versuch gemacht war, in den Kanzleien der Fürstenhöfe und des Reiches sich der jedesmaligen Heimathsprache des regierenden Fürsten zu bedienen, machte sich doch bald darauf aus Zweckmäßigkeitsgründen, nämlich behufs Erleichterung des officiellen schriftlichen Verkehrs im Reiche, das Bedürfniß nach einer Nivellierung der Sprache geltend.

Es ward entscheidend für den Charakter der sich niedersetzenden Schriftsprache, daß mit Karl IV. (1347—1378) und Wenzel (1378—1400) eine genügend lange Periode böhmisch-luxemburgischer Herrschaft eintrat: auf der Grundlage des böhmisch-österreichischen Dialekts, wie er damals in Prag gesprochen ward, consolidierte sich in der Prager Kanzlei eine gewisse conventionelle Schreibweise, der die Zukunft, zunächst als einer Art Schriftsprache für Ober- und Mitteldeutschland, angehören sollte. Die Kanzleien der nächsten Kaiser verblieben, obwohl die Herrscher ja zumeist anderen Geschlechtern als dem luxemburgischen angehörten, bei der unter Karl und Wenzel genügend erstarkten böhmisch-deutschen Urkundensprache oder wandten sich ihr wenigstens nach geringen vorübergehenden Schwankungen immer wieder zu.

Und vollends Maximilian I. (1493—1519), in dessen ganz besonderem Interesse es lag, bei seinen über ganz Deutschland zerstreuten Besitzungen möglichste Einheit und Festigkeit des schriftsprachlichen Herkommens zu befördern, hat ein nicht

geringes Verdienst, um die Durchführung einer allgemeinen nach und nach über die Mundarten sich stellenden und von Oesterreich bis zu den Niederlanden in gleicher Weise verstandenen deutschen Sprache sich erworben.

Wie auf der bleibenden böhmisch-deutschen Grundlage diese Schriftsprache allmählich so weit sich verändern mußte, daß sie Accomodationen an den Sprachgebrauch der einzelnen Dialekte erlitt, und durch Aufgaben provencieller Eigenthümlichkeiten Concessionen an die Sprache und Redeweise der übrigen Reichstheile machte, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Der vornehmlichste Factor, mit welchem eine Ausgleichung der kaiserlichen böhmisch-österreichischen Kanzleisprache zu erfolgen hatte, war die mittlerweile gleichfalls zu Stande gekommene, auf mitteldeutscher (nach Anderen binnendeutscher) Dialektgrundlage erwachsene kursächsische Kanzleisprache.

Indem mit dieser in den getheilten Ernestinischen und Albertinischen Landen mit Ueberwindung anfänglicher localer Schattierungen durchgedrungenen mitteldeutschen Urkundensprache die Sprache der kaiserlichen Reichskanzlei zu pactieren hatte, war aber doch im Wesentlichen jene erstere der verlierende und Zugeständnisse machende Theil: aus der sächsischen Kanzleisprache verschwanden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die rein und exclusiv mitteldeutschen Spracheigenthümlichkeiten, bevorzugt wurden die dem Mitteldeutschen und Oberdeutschen gemeinsamen Formen. 1485, den Zeitpunkt des Regierungsantrittes Friedrichs des Weisen, bestimmen die neuesten Forschungen auch als den Zeitpunkt, wo jene Annäherung der kursächsischen an die kaiserliche Kanzlei vollzogen war. Die Sprache also, die Luther als die der sächsischen Kanzlei in den allgemeinen litterarischen und privaten Verkehr einführte, war von der durch Kaiser Maximilian und seine Schreiber über alle Theile des Reiches verbreiteten Urkundensprache nicht mehr verschieden.

Mit Luther aber ist dennoch nicht die deutsche Spracheinheit wie auf einen Schlag geschaffen gewesen. Nur der erste sichere und bleibende Grund dazu ist durch ihn und die Reformation gelegt. Noch lange Zeit hindurch sind in plattdeutschen Landen Kanzel, Schule und Gerichtsstube plattdeutsch geblieben, Bibel, Katechismus und Gesangbuch sogar aus Luthers Sprache in die heimische Mundart übersetzt worden. Auf das katholische Deutschland, die größere Hälfte, blieb überdies die Wirkung wie der Reformation selbst so auch der Sprache derselben gering. Und Luthers Sprache war auch trotz aller ihrer universalen Tendenz immer noch zu provinciell, ja zu individuell gefärbt, um als allgemeines Verkehrsmittel, als gemeindeutsche Schrift- und Buchsprache sich ohne weiteres zu eignen. Wie diese und andere Kräfte der Schöpfung unserer Spracheinheit, die ebenso wenig wie später die politische Einheit ohne Kampf zu Stande kam, entgegenstrebten, hat recht anziehend Klaus Groth in seinem hübschen Schriftchen „über Mundarten und mundartige Dichtung" geschildert.[2])

Was ein allgemein brauchbares Geräth werden soll, das will zuvor erst probiert und handwerksmäßig zugestutzt sein. An unserer werdenden Schriftsprache haben neudeutsche Poeten und Reimer, sowie stubengelehrte Grammatiker und Sprachmeister diese nothwendige Zustutzung vollzogen. Nachdem der Schlesier Martin Opitz durch sein 1624 erschienenes Epoche machendes Büchlein über „die deutsche Poeterei" die Regeln der neueren Verskunst gegeben, ward die Poesie, die man hinfort als eine erlernbare Fertigkeit betrachtete, das Tummelfeld der mittelmäßigsten und unberufensten Geister. Um Opitz sammelte sich die sogenannte erste schlesische Dichterschule. In ihr namentlich entspann sich eine reimende Thätigkeit, welche zwar unserer nationalen Dichtung nicht viele werthvollen Früchte eingetragen hat, immerhin aber für unsere Sprache und die Befestigung der Spracheinheit bedeutend geworden ist. Man band sich an

feste Normen des Sprachgebrauchs, verpönte Ausschreitungen gegen die vereinbarten Regeln der Wortstellung, verbannte und verfolgte die Provincialismen im Ausdruck und hielt auf „Reinigkeit und Dignität der Sprache", wie Opitz selber es nannte. Von Opitz' Zeiten auch schreibt sich der verächtliche Nebenbegriff her, den man vielfach mit dem Worte „Mundart" verbunden hat. Das Beispiel der schlesischen Dichterlinge aber im Sprechen und Reimen fand Nachahmung in der an wahrer Poesie armen, an dichtende Kunst keine großen Ansprüche stellenden Zeit.

Hundert Jahre nach Opitz war es Gottsched, der als Professor der Beredtsamkeit in Leipzig großen Einfluß in weiten Kreisen der gebildeten deutschen Welt gewann. Gottsched hat als Dichter, Kritiker und Sprachmeister, als Gesetzgeber und Richter in deutscher Grammatik seiner Zeit eine wahre Dictatorrolle zu spielen gewußt. Ihm gelang es, alles Mundartliche endlich erfolgreich zu bekämpfen, Provinzialismen und Idiotismen in der Schriftsprache mit der Macht der Autorität niederzuhalten. Und das war nöthig. Diese Unterdrückung von Natur und Freiheit konnte leider unserem Volke nicht erspart bleiben, damit es zur Einheit der Sprache gelangte.

Und wenn auch wahrhaft geniale und schöpferische Geister sich aufbäumen mochten gegen den Dictatorzwang, wenn auch ein Herder die volle Schale seines Spottes und Hohnes ausgießt „über die Wortgrübler, Schulmeister, Regelnschmiede, über die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen, über die Großsiegelbewahrer der Reinschheit der Sprache, die in der Sprache eine solche Langweile, solchen Bücher-, Katheder- und Studierstubenton, solchen Professor- und Paragraphenstil eingeführt haben" [3]: es half alles nichts und Gottsched bleibt das große Verdienst, „auf die letzte Einübung und Ausübung einer solchen gemeingiltigen hochdeutschen Schrift- und Buchsprache im ganzen deutschen Reich mit strenger Hand gehalten und sie endlich, also Mitte erst des vorigen Jahrhunderts, durchgesetzt zu haben." [4])

Unserer hochdeutschen Schriftsprache haftet nun immerdar von diesem ihrem Ursprunge her der zwiefache Charakter an, daß sie einerseits ein auf conventionellem Wege gebildetes und noch stets sich bildendes und darum der fortdauernden Ausgleichung mit den Volksdialekten geradezu bedürftiges Verkehrsorgan ist, daß sie andererseits aber auch, um das zu bleiben was sie ist, nothwendig in einem gewissen Abstand von der Volkssprache sich halten, alle Contagion mit ihr nicht angemessenen volksthümlichen Elementen sorgfältig vermeiden muß.

Wohin auch immer die Schriftsprache, der Volksrede siegreich Terrain abgewinnend, dringt, überall sah und sieht sie sich noch heute wie zu Kaiser Maximilians und Luthers Zeit genöthigt Compromisse mit der volksthümlichen Sprechweise zu schließen. Nicht nur, daß sich die Schriftsprache je nach den verschiedenen Gegenden Deutschlands, wo sie gesprochen wird, bald stärker bald schwächer mundartlich färbt; das könnte und möchte der einseitige Verehrer des gebildeten Hochdeutsch für einen zu verpönenden Mißstand halten wollen. Nein, eine hinlängliche Menge von in der Schriftsprache jetzt durchaus fest eingebürgerten Wörtern und Wortformen können genannt werden, welche diese nachweislich aus dem Wortschatz der Volksmundarten zu schöpfen nicht umhin gekonnt hat.

Unser Wort sacht z. B. entstammt dem Niederdeutschen, nach dessen speciellen Lautgesetzen es die Entwickelung desselben altdeutschen Wortes ist, das im Hochdeutschen schon als sanft vorhanden war. Wer aber scheute sich heutzutage wohl des Gebrauches der Form sacht als einer der gemeinen Volkssprache entstammenden, und welcher unserer Sprachreiniger würde die Pedanterie so weit treiben, im Ernste an die Entfernung und Ausmerzung dieses Wortes aus dem schriftsprachlichen Hochdeutsch zu denken? Ja, zuweilen sind die der Volksmundart entlehnten Wörter unserer Schriftsprache sogar ein poetischer Schmuck derselben. Wir reden vom Odem Gottes,

vom Born seiner Gnade: Odem, Born sind die niederdeutschen Schwesterformen der hochdeutschen Athem, Brunnen, welche letzteren wir aber nicht in derselben Weise als die edleren in getragener Rede anwenden.[5])

Dennoch handelt der deutsche Schulmeister auch heute noch in keiner Weise unrecht, sondern übt eine Pflicht aus, wenn er in der Weise der Opitz und Gottsched auf Reinigkeit der Schriftsprache hält, wenn er darüber wacht, daß die Grenze zwischen dieser und der Volkssprache sich nicht verwischt. Es giebt Bestandtheile in den Volksdialekten, welche man mit gutem Grunde nicht in die Schriftsprache eindringen läßt. Mit gutem Grunde, sage ich und meine damit, daß nicht etwa die angebliche Gemeinheit oder Rohheit volksmundartlicher Wörter ein solcher Hinderungsgrund sei, mochte das auch immerhin für die Versknstler und Sprachmeister des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts der allein maßgebende Gesichtspunkt sein. Nein, darum eignen sich manche Formen der Mundart, einzelne Wörter sowohl wie syntaktische Wendungen, nicht für das Schriftdeutsche, weil auf beiden Gebieten in Folge verschiedener historischer Entwickelung verschiedene Gesetze herrschend geworden sind. Das hier zu Lande (in der badischen Pfalz) übliche seller wo z. B. für derjenige welcher ist im Schrifthochdeutschen deshalb unangebracht, weil es dem Satzgefüge des letzteren bei seiner total abweichenden Ausbildung der relativen Sätze geradezu widerstrebt, ein genau entsprechendes selber wo oder auch selbiger wo im Sinne von derselbe welcher zu setzen. Das Zustutzen und Feilen also an unserer Schriftsprache, das bewußte Aufrechthalten der Scheidewand zwischen ihr und der vulgären Schwester müssen wir schon als berechtigt anerkennen; es gehört einmal mit zu dem Wesen der Schriftsprache, ist bedingt durch die ganze Art und Weise ihres Lebens und Bestehens.

Nach der Weise ihrer Entstehung und nach dem Zwecke,

den sie uns erfüllt, dem Dienste, den sie uns leistet, bemißt sich auch die Werthschätzung unserer Schriftsprache. Sie ist das hervorragendste geistige Bindemittel zwischen den verschiedenen Gliedern und Stämmen deutscher Nationalität. Ein Hort und Unterpfand der nationalen Einheit und Zusammengehörigkeit ist den Deutschen zu Theil geworden zu einer Zeit, da sie dessen am nothwendigsten bedurften.

Zur glücklichen Stunde, in einem Zeitpunkte, in welchem die letzten noch zusammenhaltenden Fugen des mittelalterlichen Reichsverbandes sich zu lockern begannen, in welchem die centrifugalen Kräfte und Bestrebungen auf politischem Gebiet noch durch eine hinzukommende religiöse Gespaltenheit Nahrung erhielten, in diesem Zeitpunkte ward die deutsche Schriftsprache geboren. Dies köstliche Erbtheil aus dem Nachlasse des heiligen römischen Reichs deutscher Nation muthig und entschieden angetreten zu haben, dankt dem großen Reformator Luther heute in unserm Volke selbst der und weist ihm mit König Ludwig einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle deutscher Geistesheroen an, welcher sich des kirchlich-reformatorischen Lutherwerkes zu erfreuen keine Veranlassung hat. Und gesichert ward unserm Volke der dauernde Besitz dieses angetretenen Erbtheils wiederum zur glücklichen Stunde: daß uns die Männer wie Opitz und Gottsched unsere Spracheinheit befestigten, war etwa gleichzeitig mit den Stürmen des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges, welche ja bekanntlich nur noch tiefere Zerklüftungen über unser Vaterland brachten.

Einmüthiges Zusammenwirken des deutschen Geistes aller Orten, gleiches vereintes Streben nach den höchsten Zielen und idealen Gütern der Menschheit, wo und so weit es sich in den Zeiten der politischen Zerrissenheit aufrecht erhalten und bethätigt hat, da ist es als Frucht des gemeinsamen Besitzes der Schriftsprache anzusehen. Dank der Schriftsprache sind in der Wissenschaft, Kunst und Litteratur die Deutschen niemals in den letzten

Jahrhunderten gespalten gewesen. Dank der Schriftsprache wußten sich auf diesen Gebieten die Stämme in Nord und Süd, in Ost und West jederzeit als Brüder, als Genossen eines Blutes und eines Geistes zusammenzufinden. Dank der Schriftsprache erlebten wir wie wenige Völker das Glück einer zweiten großen Blütheperiode unserer nationalen Dichtung, hat an den Geistesschöpfungen unserer Lessing, Herder, Goethe, Schiller jeder Deutsche ohne Unterschied des Stammes und der der Provinz seinen Antheil, jeder, der sich daran Antheil verschafft. Ja, die Einigkeit in der Schriftsprache und mittels derselben auf dem ganzen Gebiete geistigen Schaffens und Genießens, war sie es nicht vorzugsweise, welche das Bedürfniß nach äußerer politischer Einigung allezeit wach erhielt und die edleren Elemente unseres Volkes stetig anspornte, unabläßig nach der Verwirklichung des nationalen Gedankens zu streben? In diesem Sinne ist es kein Paradoxon und nicht zu viel gesagt, wenn einem Kenner germanischer Sprache und germanischen Geisteslebens die Geschichte unseres Volkes zu lehren scheint[6]): „unsere Schriftsprache ist ein Erzeugniß des altdeutschen Kaiserthums und umgekehrt: das neudeutsche Kaiserthum ist ein Erzeugniß der deutschen Schriftsprache und ihrer Litteratur."

Die großen Dienste, welche die Schriftsprache unserem Volke, als das wesentlichste und lange Zeit einzige Band seiner nationalen Einheit, zu leisten berufen war, sind aber umgekehrt auch ihr selbst zu Gute gekommen. Alle Vortheile, welche unsere neuhochdeutsche Sprache durch ihre praktische Anwendung in Wissenschaft und Litteratur und als Verkehrsmittel der die geistige Elite bildenden Gesellschaftskreise erfahren konnte, die sind ihr in vollstem Maße zu Theil geworden. In der Vollkommenheit seines syntaktischen Gefüges, dem genügenden, nicht übertriebenen Reichthum an Wörtern und Formen für die mannigfaltigsten und feinst differenzierten Begriffsverhältnisse nimmt es unser Schriftdeutsch getrost mit den Sprachen der höchst

entwickelten Culturvölker alter und neuer Zeit auf. Mit Unrecht werden Klagen laut über Vernachlässigung unserer Schriftsprache. Mit Einseitigkeit wenigstens dringen namentlich Verehrer und Kenner unserer sprachlichen Vergangenheit auf eine besondere und bewußte Pflege der formalen Seite der neuhochdeutschen Sprache. Was an alten, abgestorbenen Formen, an altfränkischen Wörtern, an archaistischen Satz- und Redewendungen dahin ist oder dahin zu schwinden droht, das lasse man ruhig, unwiederbringlich und unbeseufzt, dahin sein. Wird es ja doch keinem gegen den Strom schwimmenden Einzelnen gelingen, den Strom der Gesammtentwickelung in seinem Laufe aufzuhalten, und ist es ja der Sprache nicht minder wie aller organischen und historischen Institutionen unvermeidliches, weil naturgemäßes Loos, sich ewig zu verändern und so eine Geschichte zu bekommen, altes Besitzthum einzubüßen und — neuen Ersatz dafür im Wechsel der Zeiten und Verhältnisse einzutauschen Freuen wir uns, daß auch unserer Schriftsprache der neue Ersatz und zwar so reichlich zugefallen. Die Sprache Lessing's und Goethe's darf wahrlich nicht einseitig zu Gunsten der Sprache Wulfila's, des Gotenbischofs, und Otfrid's, des Weißenburger Mönchs, heruntergesetzt, diese nicht einseitig auf Kosten jener erhoben werden. Lautliche Unversehrtheit und etymologische Durchsichtigkeit, welche den Formenbau zu analysieren erleichtern, verleihen einer Sprache unschätzbaren Reiz. Aber Geschmeidigkeit des Sprachstoffes und Gefügigkeit desselben im Dienste seines Hauptzweckes, des Gedankenausdrucks, ist fürwahr ein nicht minderer Vorzug. Es kommt eben auf den Standpunkt der Betrachtung an: wer der Architectur beflissen ist, dem ist das Baumaterial, die Art und Weise seiner Ineinanderfügung und dergleichen das Lehrreichste und Betrachtenswürdigste an einem Hausbau. Wer aber in dem Hause wohnen will, der sieht auf möglichst zweckmäßige innere Einrichtung. An letzterer hat das Gebäude unserer deutschen Muttersprache in ihrer

schriftsprachlichen Gestalt entschieden nur stets zunehmend gewonnen. Hinsichtlich des Comforts der inneren Einrichtung und der davon abhängigen Wohnlichkeit für den in der Sprache herbergenden Gedankeninhalt kann sich keine Entwicklungsstufe der deutschen Sprache, weder das Alt- oder Mittelhochdeutsche, noch irgend eine der heutigen Volksmundarten, mit der neuhochdeutschen Schriftsprache messen. Ist doch auch keine der früheren und der jetzigen volksmundartlichen Sprachphasen so sehr wie diese geübt und erprobt worden in dem Dienste, bei den tiefsten Fragen wissenschaftlicher Forschung sowohl wie bei dem höchsten Schwunge der Poesie und Phantasie die Dolmetscherin menschlichen Denkens und Empfindens zu sein.

Wir haben also freilich wohl vollen Grund, unsere Schriftsprache in Ehren zu halten. Aber wenn ihr Werth in ihrer Anwendung und gesteigerten Anwendbarkeit liegt, durch ihren Zweck, als gemeindeutsches Verkehrsmittel noch heute zu dienen, durch ihren nationalen historischen Beruf, als geradezu einziges Bindemittel zwischen Deutschlands Völkerstämmen langehin gegolten zu haben, bestimmt wird, so muß hinzugefügt werden, daß damit auch zugleich die Grenze ihrer Werthschätzung gegeben ist.

Ich knüpfe nochmals an mein eingangs gebrauchtes Bild an. Welchen der beiden brüderlichen, zu verschiedenem Geschick ausersehenen Waldbäume würde mein verehrter Leser für den würdigeren Vertreter der Gattung Baum halten, den im freien Walde gebliebenen, durch die segnenden und hemmenden Einflüsse der Mutter Natur und nur durch diese in seiner Entwickelung bestimmten oder den zum Kunstbaume frühzeitig erkorenen, den ziehender und züchtender Menschenwille in seine Pflege nahm, dem bildende und nicht selten verbildende Menschenhand andere Bahnen der Entwickelung als die von der Natur vorgeschriebenen anwies? Dort also Freiheit, hier Dressur! Wir werden ersterem Baume den Preis

zuerkennen, daß er uns das wahre Wesen des Baumes besser darstellt, eine vollkommenere Anschauung der Baumnatur giebt. So muß auch die Schriftsprache, als Sprache betrachtet, unzweifelhaft zurückstehen an Werthe gegenüber der Volksmundart.

Wir wollen wissen, wie menschliche Sprache überhaupt sich entwickelt, welche Gesetze bei der Veränderung der Sprache zu walten pflegen und ihre Geschicke bestimmen; wir wünschen so den richtigen Begriff von dem allgemeinen Wesen der Sprache zu gewinnen. Da ist es mit nichten die Schriftsprache, die uns auf alle unsere wißbegierigen Fragen nach dieser Richtung hin die treffenden Antworten giebt, da ist es einzig und allein der Volksmund, dessen ungekünstelter und unverfälschter Rede wir aufmerksam und hingebungsvoll zu lauschen haben, um über das geheimnißvolle Walten und Weben des Sprachgeistes ungeahnte Wahrheit zu erkunden.

Man fürchtet fast trivial zu sein, und doch thut man noch nichts Ueberflüssiges, indem man vor der wahnwitzigen Anschauung warnt, welche alles historischen Sinnes baar in den Sprachlauten und -formen der Volksmundarten nur rohe Entstellungen und Verzerrungen des schriftgemäßen Hochdeutsch sieht. Bemißt sich das Vornehmsein nach dem Alter des Adels und nach der Ahnenreihe, die Jemand aufzuweisen hat, so steht, was der gemeine Mann in der Stadt, der Bauer auf dem Lande spricht und die Art und Weise, wie er es spricht, unvergleichlich viel höher als das Hochdeutsch der Schriftsprache. Die Volksmundarten verfolgen ihren Stammbaum in ununterbrochener Reihe bis auf die historischen Anfänge des germanischen Volksthums zurück; in den Adern der Volkssprache fließt reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut. Die Ueberlieferung der Schriftsprache bricht dahingegen verhältnißmäßig sehr frühzeitig nach rückwärts hin ab. Ihr ist selbst in den wenigen drei bis vier Jahrhunderten ihres Bestehens die

Kreuzung der Raçe und die Mischung mit fremdartigem Blut nicht erspart geblieben.

Mit zahllosen Beispielen weiß auch der halbwegs leidliche Kenner der Geschichte unserer Sprache die elende Prüderie derer mundtodt zu machen, welche die volksmundartliche Rede im günstigeren Falle wie eine mehr oder weniger harmlose Carricatur des Schrifthochdeutschen auf sich wirken lassen, bei etwas größerer Nervensensibilität aber eine unangenehme Berührung ihres zarten Trommelfelles bei den Lauten des Patois verspüren. Wer es gemein findet, das t unserer Plattdeutschen in dat, wat, in Faut 'Fuß', in Tunge 'Zunge', der zeiht nicht nur die Sprache des Engländers und des Holländers derselben Rohheit der Aussprache, woran er vielleicht keinen Anstoß nimmt, der vergißt auch, daß zu einer sehr frühen Zeit einstmals alle germanischen Völker, auch seine eignen Vorfahren, so „roh" auszusprechen pflegten. Der Mann in der Palz, der von seinem Paif, seinem Parrer spricht, benennt diese Gegenstände mit dem Anlaute p in alterthümlicherer Lautform, welche also nichts weniger als die Entstellung, vielmehr die historische Vorstufe des an Ursprung jüngeren ober- und schrifthochdeutschen pf ist. Anstatt zwei, drei (ausgesprochen mit ai: zwai, drai) zählt derselbe Pfälzer zwê, drai, ähnlich der Frankfurter zwäi, drai, der Schwabe in Württemberg aber zwai, drei (sprich reines ei, nicht ai), der Niederdeutsche Westfalens twä, drai. Das ist nicht müßige Laune und Corruption der hochdeutschen Formen aus Unverstand. Nein, es hat sein gutes historisches Recht, es scheiden die Volksmundarten fast alle dem alten Herkommen getreu noch genau die zwei Zahlwörterformen, welche von allem Anfang an im Vocale lautlich geschieden waren, welche im Gothischen als twai, threis (sprich thrîs mit englischem th), im Alt- und Mittelhochdeutschen als zwei, drî, auch im heutigen Englisch als two, three begegnen, welche aber die schrift-

hochdeutsche Sprache mit ihren Vocalen unterschiedlos hat zusammengerinnen lassen.

Doch es ist das an sich kein Vorzug, das Bewahren des älteren Lautstandes nämlich, und es lassen sich auch Fälle anführen, wo andererseits die Schriftsprache das ursprünglichere Verhältniß treuer gewahrt hat. Es sollte damit auch, nur zum Ueberfluß gleichsam, dem thörichten Vorurtheil vieler Halbgebildeten von der lautlichen Unvollkommenheit oder gar Verkommenheit der volksmundartlichen Lautformen begegnet werden.

Begründet die größere oder geringere Ursprünglichkeit im Lautstande keinen Vorzug oder Mangel einer Sprache, so ist es dagegen sehr wohl die Consequenz der Lautgestaltung, von deren Grade Wesen und Charakter einer Sprache abhängt, der Werth derselben als Sprache bestimmt wird. Und in diesem Punkte nun erweisen sich die Volksmundarten als bei Weitem der Schriftsprache überlegen.

Die Sprachlaute zeigen sich in der Volksmundart ganz im Allgemeinen reiner und ungestörter entwickelt als in der Schriftsprache. Es ist ein Erfahrungssatz der neuesten sprachwissenschaftlichen Forschung, daß alle Veränderungen des Lautbestandes der Sprache, soweit dieselben auf physiologischen Ursachen beruhen, d. i. aus einer allmählich erfolgenden Umbildung der Aussprache der Wörter entspringen, nach unverbrüchlichen und ausnahmlos wirkenden Gesetzen eintreten. Innerhalb desselben Dialekts — wobei man die Grenze für den Ausdruck Dialekt so eng als möglich, wo möglich nicht über eine Stadt, ein einziges Dorf hinaus zu ziehen hat — innerhalb solcher localen Beschränkung pflegen zu derselben Zeit die dem Dialekt eigenen Lautgestaltungen derartige zu sein, daß sie mit vollster Consequenz und Ausnahmslosigkeit durch den ganzen Sprachstoff durchgeführt erscheinen. An einem romanischen Beispiele erläutert: wenn es dem französischen Organ mundgerecht war, das lat. j als z (weiches oder tönendes sch) auszusprechen, so

tritt diese verwandelte Aussprache des j in der französischen Sprache so auf, daß nicht nur einige jenen Laut enthaltende Wörter, wie etwa jeter aus lat. jactare, juste aus lat. justus, sondern insgesammt alle, in denen j in der nämlichen Stellung und Verbindung mit andern Nachbarlauten vorkam, sich davon ergriffen zeigen. Daß die für dies Methode aller sprachwissenschaftlichen Forschung ein höchst wichtiger Gesichtspunkt ist, liegt auf der Hand.[7]) Diesen Gesichtspunkt gewinnt aber der Sprachforscher nur, oder wenigstens am besten und sichersten durch das Studium der Volksrede, des litterarisch unbeeinflußten, naturwüchsigen, reflexionslosen Alltagssprechens des gemeinen Mannes. Die künstlich großgezogene Schriftsprache ist am ungeeignetsten, um auf derartige Beobachtungen hinzuleiten. Da sie, wie wir gesehen haben, das Product vieler Compromisse und Ausgleichungen einer Mehrzahl von Dialekten ist, so müssen sich selbstverständlich die Spuren mehrspaltiger Lautentwickelung eines und desselben Lautes oder Lautcomplexes in derselben vorfinden. Es ist gleichsam eine Disharmonie, welche das Ohr des Kundigen, des um den Ursprung und die Identität der beiden schriftsprachlichen Wörter sanft und sacht Wissenden und darüber Reflectierenden bei dem einen derselben zu vernehmen glauben kann. Denn in den Accord hochdeutscher Lautgestaltung paßt die eine Form sacht nicht. In dem niederdeutschen Dialekte, dem sie entstammt, steht sie völlig unter dem Gesetz und folgt einer weiter greifenden Lautregel, stimmt gleichsam, um bei dem gewählten Bilde zu bleiben, zu der Tonart des ganzen Laut- und Wortstoffes. Denn in diesem Dialekt sagte oder sagt man auch regulär Locht (Lucht) statt Luft, achter statt after, Schacht statt Schaft u. s. w.

An Schriftsprachen also wie unsere neuhochdeutsche hat sich der Sprachforscher nicht zu wenden, wenn er den richtigen Standpunkt gewinnen will für die Beurtheilung der in der Sprachgeschichte sich vollziehenden Lautumwandlungen, wenn es

ihm um den wahren Einblick in die formale Entwickelung von Sprache überhaupt zu thun ist. Wohl aber sind die Volksdialekte und ihr Studium hierzu unentbehrlich und auch dazu speciell, um aus dem Mixtum Compositum der Schriftsprache und ihres zusammengewürfelten Laut- und Formenbestandes die einzeldialektischen Bestandtheile genau auszuscheiden und Jedem das Seine zu geben.

Aber, wird man mir weiter entgegnen, sei es auch um die Laute wie es sei, mag in Hinsicht ihrer kein Unterschied der Mundarten von der Schriftsprache oder gar ein Vorrecht jener vor dieser bestehen: die vielen grammatischen Fehler, von denen der volksmundartliche Sprachgebrauch wimmelt, rücken den Vulgärdialekt doch wohl sicher um einen beträchtlichen Grad tiefer als das grammatisch correcte Schrifthochdeutsch.

Ein echtes Heidelberger Kind mag man wohl nach einer Feuersbrunst erzählen hören: Im helle Middag, wo de Sunn g'schaint hot, do hot's mit de Glocke gelidde, un des hot ebbes bedidde, der Fahne uffem Dorn is hausg'schtocke, un do sin mir hingloffe, wo's gebrennt hot. Schauderhaft vom grammatischen Standpunkt, geradezu ein Gewimmel von falsch gebildeten Formen, wird man sagen: g'schaint statt geschienen, gelidde, bedidde, g'schtocke statt geläutet, bedeutet, gesteckt, gebrennt für gebrannt. „Wie kannst du nor so neckarschleimig schprechen", möchte man mit Nadler, dem Dichter von „Fröhlich Palz, Gott erhalt's!"[8]) den Heidelberger vom reinsten Wasser durch einen anderen schon ein wenig von der Cultur der Schriftsprache beleckten corrigieren lassen.

„Mein Herr, Sie haben genossen", sagen wir Schrifthochdeutschen doch nur zum Spaß; aber der Pfälzer huldigt dieser Sprachverdrehung ja immer und kennt das richtige geniesst gar nicht, sondern nur sein genosse.

In Frankfurt am Main, wenn wir uns dorthin von

Heidelberg aus wenden, erzählt uns wohl ein eingebornes Frankfurter Kind dieses Idyll in seiner Mundart: Uffm Dach hat e Katz gesotze. Der hawe als die schene Bratwerscht in der Nas geschtocke, wo da owe im Dachferscht gehonke un ihr gewunke hawe. Hier werd als net lang gebitt, hat se bei sich gedenkt un is druff zu geschprunge. Welch' ein Gewimmel von grammatischen Fehlern, ruft auch dazu der schriftsprachliche Pharisäer aus. Auch hier ein geschtocke; ferner gesotze statt gesessen, gewunke statt gewinkt; für gedacht gedenkt, für gehangen gehonke!

Es wird vielleicht manchen meiner verehrten Leser in Erstaunen setzen, hier von mir zu hören, was dem historischen Sprachforscher längst kein Geheimniß mehr ist: sehr viele, ja die allermeisten unserer vermeintlich so schönen und reinen schriftgemäßen Sprachformen sind um kein Haar besser als jene „neckarschleimigen" Kinder der Pfälzer Mundart oder als die Sprachfehler in der Frankfurter Probe; oder vielmehr, diese letzteren sind in ihrer Art ebenso untadelig und gut wie unsere schriftsprachlichen Formen.

Der erste, der in der schriftHochdeutschen Rede von den Zeitwörtern preisen, weisen die Formen ich pries, gepriesen, ich wies, gewiesen bildete, hat sich, vom Standpunkte der älteren, mittelhochdeutschen Sprachstufe betrachtet, genau desselben Schnitzers schuldig gemacht, den man dem Heidelberger und dem Frankfurter übel vermerken will, wenn sie geschtocke für gesteckt sagen, wenn ferner jener der vom Standpunkte der Schriftsprache fehlerhaften Formen gelidde, bedidde, genosse, dieser eines gewunke statt gewinkt sich bedient. Die Regel der älteren hochdeutschen Sprache erforderte nämlich ich preisete, gepreiset, ich weisete, geweiset — noch Luther spricht so —, also die sogenannte schwache Bildung anstatt der jetzigen starken. Der Uebergang zu den jüngeren Formen pries gepriesen, wies gewiesen geschah so, daß man preisen, weisen mit

bleiben, steigen, meiden und anderen von Alters her stark conjugierten Zeitwörtern wegen des gemeinsamen Lautes ei im Präsens auf eine Stufe stellte und so nach dem Muster von blieb geblieben u. s. w. pries gepriesen, wies gewiesen erhielt. Man nennt pries, gepriesen darum Analogiebildungen nach blieb, geblieben, stieg, gestiegen. Genau ebenso verhält es sich im Heidelberger und Frankfurter Dialekt mit dem Ursprung jener uns fehlerhaft erscheinenden Formen. Es heißt ja in pfälzischer Mundart laide, bedaide, was schriftthochdeutsch läuten, bedeuten ist. Der Gleichklang nun von laide, bedaide mit schraiwe, paife, schlaiche, graife, besonders auch mit laide 'leiden' läßt die ursprüngliche Verschiedenartigkeit jener Verba von diesen vergessen; daher treten denn auch die Participien jener unter Annahme der Formen gelidde, bedidde in das Geleise von g'schriwwe, gepiffe, g'schliche, gegriffe über. Pfälz. genosse von niese anstatt geniesst hat sich g'schosse von schiesse oder gegosse von giesse zum Muster genommen. Frankfurt. gewunke, das auch zugleich heidelbergisch ist, entstand, indem winke der Bahn des Ablauts von sinke, trinke folgte. Aehnlich ist in beiden genannten Volksdialekten das geschtocke anstatt gesteckt von schtecke eine Analogiebildung etwa nach geschtoche von steche, gebroche von breche, geschproche von schpreche, getroffe von treffe.

In allen diesen Fällen sehen wir ursprünglich schwache Verba in die Bahnen starker Verba einlenken. Es kommt auch vor, daß von der Analogie eines starken Verbs ein anderes starkes Verb ergriffen wird und jenem zu Liebe in eine ihm ursprünglich nicht gebührende Ablautsreihe übergeht. Ehemals conjugierten die beiden schriftthochdeutschen Verba heissen und scheiden völlig einander gleich: wie heisse, hiess, geheissen, so sagte man scheide, schied, gescheiden; in dem Adjectiv bescheiden, daß das eigentliche Particip von ich bescheide, beschied ist, ist die letzte Spur dieser älteren Ablautung be-

wahrt. Wenn wir nun heute geschieden sagen, so hat auch hier der verführerische Einfluß von meiden gemieden, schreiben geschrieben u. s. w. gewirkt und das Verbum scheiden aus seiner alten Bahn gerissen. Dem jetzt völlig isolierten heissen droht übrigens ganz das nämliche Schicksal, wenn die auch schon im Munde schriftsprachlich Gebildeter häufiger gehörte Form gehiessen nur noch ein wenig mehr im Gebrauche erstarkt. Was macht denn nun der Pfälzer Schlimmes, wenn bei ihm g'hiesse bereits Regel ist? Was ist dem Frankfurter vorzuwerfen, wenn er sein sitze in die Ablautsreihe von giesse, fliesse, schiesse hinüberführt und sich also eine neue Participform gesotze bildet oder wenn er sowie auch der Heidelberger mit helfe, geholfe sein Verbum henke, gehonke gleichformig macht?

Noch weit häufiger anzutreffen ist die Neuerung in der deutschen Conjugation, daß vielmehr ein ursprünglich starkes Verb späterhin durch Analogiebildung zu einem schwachen wird. Auf diese Weise gilt bei uns in der Schriftsprache jetzt ich hehlte, verhehlt von hehlen (verhehlen) an Stelle der früheren, noch mittelhochdeutschen Bildungsweise ich hal, verholn, auf welche auch noch unser unverholen hindeutet. Es gilt ferner beneidet statt des ehemaligen benitten von beneiden. Genau so viel sprachsündigt der Heidelberger mit seinem die Sunn hot g'schaint für schriftsprachliches die Sonne hat geschienen, der Frankfurter mit seinem gebitt (d. i. gebittet) gegenüber schrifthochdeutschem gebeten. Genau so viel, sage ich; richtiger wäre: genau so wenig.

Den Vorwurf der grammatischen Fehler also würde die Heidelberger und die Frankfurter sowie jede andere Volksmundart dem Schrifthochdeutschen jederzeit, unter Umständen sogar mit dem Gleichniß von dem Balken im eigenen und dem Splitter in des Nächsten Auge, zurückzugeben wissen. Wie wenig unsere Schriftsprache ihrerseits gefeit war gegen das Eindringen solcher vermeintlich tadelhaften Bildungen wie der

in Rede stehenden, läßt sich auch leicht auf folgendem Wege zeigen. Gerade einige von den aus dem Pfälzischen und der Frankfurter Mundart herbeigezogenen Neubildungen sind hie und da auch in dem schriftsprachlichen Gebrauch sporadisch emporgetaucht. In Fischart's Gargantua begegnet ein Vesper wol eingelitten statt eingeläutet; in einem anderen Denkmale der älteren neuhochdeutschen Zeit, dem sogenannten französischen Simplicissimus, treffen wir das beditten von bedeuten an. [9]) Bei Goethe sogar lesen wir: „Wo stickst Du?" „Stickt sie denn nirgends?" „Das stickt Dir gewaltig im Kopfe." [8]) Du stickst, er stickt sind aber nicht minder Formen eines starken Verbs wie das volksmundartliche Particip gestocken; man denke an stichst, sticht von stechen, sprichst, spricht von sprechen im Gegensatz zu weckst, weckt von wecken, neckst, neckt von necken. Ferner wird Mancher von uns, der selbst einem Goethe das du stickst nicht nachahmen möchte, doch an seinem Theile den Gebrauch von ich, er stak, du stakst in der Vergangenheitsform ganz unanstößig finden. Nun frage ich aber: wo ist mehr Regel? auf Seiten der Volksmundarten, die fast sämmtlich das ursprünglich schwache Verb stecken zu einem starken umgeformt haben und nun consequent in der neuen Weise abwandeln, oder auf Seiten der Schriftsprache, die zum Theil denselben Weg betritt, aber mit ihrem Schwanken zwischen alter Präteritumsform ich steckte und neuer ich stak noch nicht wieder zu einer fest normierten Flexionsweise durchgedrungen ist? Man kann andererseits auch wol sagen: es ist nur Zufall, der es gefügt hat, daß solche Formen, wie etwa gestocken von stecken, in der Schriftsprache und ihrem Gebrauche nicht auf die Dauer durchgedrungen sind. Das ist aber ebenso wenig der Schriftsprache zum Vorzug anzurechnen, wie es ihr zum Nachtheil gereicht, anfänglich fehlerhafte Formen wie gepriesen, geschieden, beneidet, verhehlt späterhin sanctioniert zu haben, und, fügen wir hinzu, wie es

dem Volksdialekt zum Vorwurf zu machen ist, daß er Formen wie geschtocke, gelidde, bedidde sich hat festsetzen lassen.

Um noch ein anderes Gebiet der Grammatik kurz zu berühren, wie vulgär empfindet nicht in der Frankfurter und Hanauer Gegend das Ohr manches schriftdeutsch Gebildeten die so überaus geläufige volksmundartliche Bildung von Verkleinerungswörtern in der Mehrzahl durch angehängtes -cher oder gar -ercher, z. B. in diesem Product der Frankfurter „Fastnachts"-Poesie:

Die Sachsehäuser Weiwercher
die drage rode Häuwercher
un drage gehle Schickelcher
un danze wie die Gickelcher!

Um zu einem Substantiv neutralen Geschlechts, das seinen Plural mit -er bildet, das Verkleinerungswort im Plural zu gewinnen, giebt es zunächst die eine Weise: man deminuiert den Plural des Grundwortes. Dieses Bildungsprincip kennt auch die Schriftsprache: Formen nämlich wie Kinder-chen, Bilderchen, Eier-chen, Dinger-chen, selbst Mäder-chen, sowie andererseits mit -lein Bilderlein haben uns darum als durchaus correcte zu gelten, weil unsere besten Schriftsteller und Classiker sie nicht gescheut haben, Kinder-chen z. B. sich u. A. bei Lessing und Uhland[11]) gebraucht findet. Offenbar ist nun Kinder-chen nicht eigentlich der Plural zu dem Deminutivwort Kind-chen, sondern vielmehr das Deminutivum zu dem Plural Kinder. Solchen Volksmundarten nun, die einer in vielen mitteldeutschen Gegenden durchgreifenden Lautregel gemäß von jeder wortschließenden Silbe mit stummem -en das -n abwerfen, also im Singular Kindche, Mädche sagen wie lewe, genomme, geschriwe u. s. w., solchen Mundarten bietet sich in Folge dessen noch eine andere Möglichkeit dar: sie können auch den Plural zu dem Deminutivum bilden. So gibt es am Niederrhein und anderswo Mädcher,[12]) in Frankfurt Bredcher, Leffelcher,

Sunneschermcher, Geschäftcher, nach einem Bildungsprincip, welches der das -n von Mädchen, Brödchen nicht abwerfenden Schriftsprache nothwendig abgehen muß. Zu dem -ercher nun in Kinnercher, Mädercher gelangen dieselben Dialekte oder einzelne von ihnen auf diesem Wege: die Bildung nach dem ersten Princip, Deminuierung des Plurals in Kinner-che, Mäder-che, combiniert sich mit derjenigen nach dem zweiten Princip, Pluralisierung des Deminutivs in Kindche-r, Mädche-r. Nach dieser Ausbildung eines neuen, dritten Princips kann dann gelegentlich eins der beiden vorhergehenden, die ihm zum Aufbau dienten, als entbehrlich in Wegfall kommen. In Frankfurt und Hanau sind die Kinnerche, Mäderche ausgestorben, nachdem sie zu Kinnercher, Mädercher herangewachsen. Dann bleibt nach diesem seinem Ursprunge das -ercher hinfort nicht auf Substantive von neutralem Geschlecht beschränkt, sondern wird ein selbständiges und in sich einheitliches Bildungsmittel. Obwohl in Frankfurt und Hanau kein Mensch Fiesser hat und Niemand Körwer verkauft, besitzen doch dortlands die Mädercher zierliche Fiessercher und theilen hie und da Körwercher aus. Der verehrte Leser möge aber wohl auch hier einsehen, daß es nur auf ein wissenschaftliches Verstehen der Eigenthümlichkeiten der Volksmundart ankommt, um dieselben nicht nur nicht als Sprachfehler und Wunderlichkeiten geringschätzig zu belächeln, sondern in ihnen sogar manchmal Vorzüge vor der Schriftsprache und einen dieser letzteren versagten Bildungsreichthum zu erkennen.

Es giebt überhaupt, dies kann nicht genug betont werden, in dem Auge unbefangener, echt historischer Sprachbetrachtung kein Richtig und Falsch einer Sprachform. Die Wissenschaft des Völkerrechts verdankt dem Rechtshistoriker Savigny den wichtigen Grundsatz, daß auf alle geschichtliche Entwickelung die Begriffe von Recht und Unrecht nicht anwendbar sind, daß etwas geschichtlich Gewordenes eben darum, weil es geworden ist, zu Rechte besteht,

daß ihm dies Recht des Bestehens nicht darum abzusprechen ist, weil es sich auf Kosten eines vorher bestehenden Anderen emporgeschwungen hat. Mag auch Napoleon III. immerhin sich durch einen Staatsstreich und sonstige moralisch verwerfliche Mittel an die Spitze des Staates drängen, sowie es ihm gelingt, sich in der Macht festzusetzen, ist er legitimer Kaiser der Franzosen und es werden mit ihm völkerrechtsgiltige Verträge abgeschlossen. In dem Augenblicke, wo durch Sédan Bonapartes Dynastie dahinsinkt, hat sie ihr historisches Recht verloren, und mit Thiers' und Favre's Septemberregierung, dem nunmehr historisch berechtigten Factor, schließt Deutschland den Frankfurter Frieden. Jakob Grimm, der Altmeister deutscher Grammatik und Begründer aller historischen Sprachforschung, war der Schüler Savigny's und in vielen Stücken der Erbe seiner Anschauungen und gesammten historischen Auffassungsweise. Und Jakob Grimm verdanken wir in der Sprachwissenschaft die gesündere, erst in unsern Tagen sich ganz befestigende Stellung zu der Frage von der grammatischen Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit der Sprachformen. An die Stelle von Sprachmeisterung und unhistorischem Schablonenthum, wie es noch vor Grimm sich breit machte und von einem Adelung und Andern geübt ward, tritt heut in Theorie und Praxis die Idee der Toleranz gegen alles geschichtliche Werden in der Sprache, wie ich es kurz nennen möchte. Was heißt überhaupt Recht und Unrecht? Zu andern Zeiten gelten andere Bräuche, andere Gesetze. Messen wir die Erscheinungen der neuhochdeutschen Sprache am Althochdeutschen oder Gotischen als einer Norm, so ist wahrhaft schreckenerregend das zahllose Heer von grammatischen Ungesetzmäßigkeiten und Regelverletzungen in unserer jetzigen Sprechweise. Wiederum würden Althochdeutsch und Gotisch schlecht bestehen vor dem Richterstuhl der Normen, welche ehedem in der indogermanischen Grundsprache ihre Geltung hatten. Und wie keine Zeitstufe der Sprache für eine andere maßgebend ist, so ist auch keine locale Varietät an

der anderen, nicht die Volksmundart an der Schriftsprache, nicht diese an jener zu messen, sondern einer jeden das Recht ihrer eigenen geschichtlichen Entwickelung zu lassen. Wenn in einer Volksmundart die Form gestocken anstatt gesteckt aufkommt und sich festzusetzen weiß im Sprachgebrauch, so ist sie die einzig richtige in dieser Mundart und bleibt es so lange, bis es einer anderen gelingt, sich an ihre Stelle zu drängen. Und das pfälzische gelidde, bedidde, die mitteldeutsche Deminutivbildung die Kinnercher ist keineswegs etwa darum falsch, weil das Schrifthochdeutsche geläutet, betäutet, die Kindchen oder höchstens Kinderchen hat, ebenso wenig wie in Frankreich die Republik darum zu einer rechtswidrigen Institution wird, weil in Deutschland die Monarchie die legitime Staatsform ist.

Einer grammatischen Regellosigkeit will ich mit dem Bemerkten nicht das Wort reden und keineswegs in der Sprache alle beliebige Neuerung für erlaubt erklären. Ich sage ja ausdrücklich nur, daß sich die Richtigkeit der Formen einer Sprache nicht nach dem in ihren vergangenen Lebensperioden herrschend gewesenen, noch auch nach dem in einem Seitendialekt bestehenden Sprachgebrauch bemißt. Wol aber hat eine jede Sprache und Mundart ihre grammatischen Normen in sich selbst. Den Begriff des Sprachfehlers will ich nicht abschaffen, sondern halte ihn aufrecht, glaube ihn aber anders, als seither geschehen, definieren zu müssen. Ein Sprachfehler ist nicht, was gegen die überkommenen Regeln und Bildungsgesetze der Sprache verstößt — denn die sind allezeit wandelbar — sondern unter Sprachfehler müssen wir dasjenige verstehen, was nicht, nicht mehr oder noch nicht, in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen und in der Anerkennung der gesammten Sprachgenossenschaft befestigt ist. Nicht mehr, denn manche ehemals für richtig geltende und gebrauchte Form ist jetzt veraltet und heute darum ein Sprachfehler. Noch nicht, denn manche jetzt noch als Sprachfehler geltende neue Form kann unter günstigen Umständen sich

einbürgern und zu einer alsdann guten und richtigen werden. Wer für den Zweck des Lehrens und Lernens der Schriftsprache auf den Schulen dies zur Richtschnur nähme, der würde, glaube ich, einerseits die nach und nach doch absterbenden alten Formen, wie etwa ich stund, wir stunden, wie ich ward und du fleuchst, er fleucht, mit schonender, nicht gewaltsam ausrottender Hand behandeln und sie ihre letzte Rolle ruhig ausspielen lassen; der würde andererseits nicht im blinden Verkennen des durch unsere Sprachentwickelung gehenden Zuges gegen aufstrebendes Neue sich erfolglos sperrbeinig verhalten, nicht z. B. das schon unseren besten Tagesschriftstellern wie Gustav Freytag und Paul Heyse geläufige ich frug statt fragte als Fehler beanstanden. Ein solcher also würde meines Erachtens nach beiden Seiten hin die richtige Mitte treffen.

Sollen wir nun noch einen kurzen Blick auf die Verschiedenheit der Darstellungsmittel und der allgemeinen stilistischen Befähigung werfen? Dürfte sich uns vielleicht von dieser Seite die Volksmundart in irgend welchem Nachtheil vor der Schriftsprache zeigen? Es ist wahr: die Schriftsprache genügt Anforderungen der Cultur und alles höheren geistigen Lebens, welche wir an den in dieser Beziehung ohne Uebung und Durchbildung gebliebenen Volksdialekt nimmermehr stellen dürften. Es ist wahr: eine parlamentarische Rede darin zu halten oder eine philosophische Abhandlung darin zu schreiben, kann unseren Stammsprachen nachgerade nicht mehr zugemuthet werden. Es ist Uebertreibung, wenn begeisterte Verehrer der mundartlichen Rede wie Klaus Groth auf Versuche dieser Art zu dringen kein Bedenken trugen. Jeder solche Versuch des Gebrauchs der Volksmundart wird nicht umhin können, bei der Schriftsprache leihen zu gehen, dadurch aber der Mundart Stoffe zuzuführen, welche ihr nothwendig fremdartig zu Gesichte stehen, im schlimmeren Falle ihre ganze angeborene sprachliche Eigenart mit Verfälschung bedrohen. Aber man lasse der Volksmundart ihre Gebrauchssphäre, und

sie wird Vorzüge zeigen, einen Reichthum an Mitteln der Darstellung, eine Fülle des Wortvorraths und der Redewendungen entwickeln, welche in gleichem Grade der Schriftsprache nicht zu Gebote stehen.

Unsere Schriftsprache hat nämlich neben den Vortheilen, welche ihr durch langjährige Uebung als Sprache der Wissenschaft, Kunst und Litteratur zu Theil wurden, unleugbar auch ihre Nachtheile durch eben dieses gehabt. Mit Recht ist ihr vorgeworfen, daß sie immer abstracter, immer farbloseren und abgeblaßteren Aussehens geworden sei.

Einem wahren Stelzengange gleicht der über die Maßen verschränkte und verschnörkelte Periodenbau, wie er vom Schreibpult der Philosophen und Gelehrten aus dem ganzen Charakter unserer Schrift- und Gebildetensprache nunmehr leider allzu tief aufgeprägt ist. Sehr treffend sagt hierüber Klaus Groth: „Wir begründen, vermitteln, beschränken, wenigstens in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist, insofern, obgleich, dennoch, freilich, zumal wenn, es sei denn, unter der Bedingung dass u. s. w. — solche und hundert ähnliche Conjunctionen werden fast durchschnittlich unnöthigerweise geschrieben, fordern heraus Gründe zu denken, wo keine nöthig oder vorhanden sind, und machen Gedanken und Rede schwerfällig.“[13])

Mächtig angeschwollen und noch immerfort anschwellend ist in der neuhochdeutschen Schriftsprache die Schaar der Wörter für abstracte Begriffe. Was wir in der alltäglichen Rede an Substantiven auf -ung, -heit, -keit, -schaft, -niss u. dergl. verbrauchen, ist wahrhaft erstaunlich. Man braucht nicht in Logiken und wissenschaftliche Abhandlungen zu sehen, um sich davon zu überzeugen: das erste beste Zeitungsblatt liefert Beispiele in Menge. Daß unser Stil dadurch plastischer werde oder dabei plastisch bleiben könne, wird niemand behaupten; im Gegentheil.[14])

Ja, noch weiter geht die Neigung zum Verblassen des

schriftsprachlichen Gedankenausdrucks. Selbst was uns anfangs Mittel lebensvoller Darstellung war, Bild und Metapher in der Sprache, selbst dies hört vielfach auf, seine Dienste zu thun und deutsche Schönheit der Rede zu erhöhen. Wie mancher, der vom Abend des Lebens, vom Fluss der Rede, dem Band der Freundschaft, dem Wink des Schicksals spricht, pflegt sich wohl noch dessen bewußt zu sein, daß er damit in Bildern seine Gedanken offenbart?[15]) Eben das absterbende Bewußtsein für den Bilderschmuck unserer Rede ist es, was uns beim Sprechen so häufig aus dem Bilde fallen läßt, was einem unserer Parlamentsredner den Einfall ermöglichte, den Strom der Geschichte bei der Stirnlocke fassen zu wollen. Und mancher von uns, der den Grafen Bethusi-Huc darob auslacht, wird es wohl kaum inne, wie oft er selber diesen oder jenen Gesichtspunkt als Massstab anlegt, einen anderen bewegen will, still zu stehen[16]) und noch andere dergleichen logische Ungereimtheiten im Sprechen begeht, die ihm im praktischen Leben nicht in den Sinn kommen.

An allen solchen und ähnlichen Gebrechen kränkelt nun die Redeweise der Volksmundarten nicht im geringsten. Redet die Buchsprache in verketteten, oft allzu künstlich verschlungenen Perioden, so ist dagegen der Stil der Mundart einfach und zwanglos. Ihre Sätze reihen sich leichthin aneinander. Der Gebrauch übermäßig vieler abstracter Begriffswörter ist mit dem reflexionslosen, ungekünstelten Alltagssprechen des Volkes unvereinbar. Bilder wendet auch die mundartliche Rede reichlich an; aber ihre Bilder haben den Vorzug der frischen Sinnlichkeit, sind noch nicht abgegriffen und zur leeren Phrase geworden wie so vielfach die unserer Schriftsprache geläufigen. Die Mundart spricht noch geradezu und meint, was sie sagt. Greift sie darum zu einem bildlichen Ausdruck, so empfindet sie das Bild auch stets als das, was es ist. Das Bild ist ihr eben unverbraucht und nicht durch tausendfältige Wiederkehr im Schrift-

gebrauch alltäglich und abgeblaßt geworden.[17]) Das kommt aber daher: die Volksrede ist immerfort, da sie keine Tradition in der Art des conventionellen schriftsprachlichen Gebrauches hinter sich hat, auf die Urproduction angewiesen; in Folge dessen erlahmt ihr auch die Kraft dieser Urzeugung weit weniger, als der das Mittel der Reproduction oft zu bequem und zu ihrem Schaden verbrauchenden Schriftsprache. Klaus Groth bemerkt einmal[18]), der hochdeutsche Satz die Schüler hiengen ihm am Munde sei im Plattdeutschen einfach unmöglich: „De Schöler hungn em ann Mund, das könnte der Plattdeutsche nicht sagen ohne sie hangen zu sehen, er denkt an Blutegel oder was weiß ich." Es leuchtet aber ein, daß diese Eigenthümlichkeit der mundartlichen Gedankendarstellung einen hohen Grad von Plasticität verleihen muß.

Schon Anderen ist der große Contrast aufgefallen: der schrifthochdeutsche Redner, Schriftsteller und Dichter ringt mit vieler Mühe, sich einen frischen kraftvollen oder gar originellen Stil zu wahren oder zu verschaffen; die Volksmundart producirt tagtäglich ein großes Maß lebensvoller Kraft und gesunder Originalität des Gedankenausdrucks, und zwar mühelos, ohne Ringen und Suchen.[19]) Kann es fraglich sein, an welche Quelle sich der Schrifthochdeutsche zu wenden hat, dem es um den Besitz eines über das Niveau der schalen Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit sich erhebenden Stils zu thun ist? Der Odem von Luthers kerniger Ausdrucksweise weht uns an wie nervenstärkende, herzerfrischende Landluft. Seine Sprache ist natürlich zunächst der Ausfluß seiner markigen Persönlichkeit. Aber gerade von Luther wissen wir auch, wie er es nicht verschmähte, im Gegentheil eifrig beflissen war, bei der volksthümlichen Rede in die Schule zu gehen um deutsch zu lernen, wie er nach eigenem Geständniß es für nöthig erachtete, „die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte zu fragen und denselben auf das Maul zu sehen,

wie sie reden." Es sind die Mundarten, „welche unberührt von dem litterarischen Getriebe im engen Anschluß an die Natur, in steter Beobachtung des Einfach-natürlichen dem Sprachkörper gesundes Blut zuführen und ihn fort und fort erfrischen." [20]) Nach Max Müllers, des geistvollen Sprachforschers, Urtheil sind die Dialekte „stets mehr Quellbäche als Nebencanäle der Litteratursprache gewesen," die Zuleiter- also, nicht die Ableiter der Buchsprache, die Producenten, während die Schriftsprache der Consument ist.[21]) Der sprachschaffende Volksgeist und der sprachbildende der Litteratur sollten als gleichberechtigte Factoren neben einander hergehen; das ist ihr richtiges Verhältniß.

An wem man aber einen solchen Schatz besitzt, soll man den geringschätzig behandeln, ihm wol gar das Recht zur Existenz streitig machen? Er ist ein Zeichen der Zeit: blasierte Halbbildung wendet den derben Klängen der Volksrede naserümpfend, ekelempfindend den Rücken, mancher im Dialekt Aufgewachsene, dem die Volksmundart als die Sprache seiner Kindheit und jugendlichen Spiele, als seine traute Muttersprache lieb und werth sein sollte, schämt sich ihrer — Schande über ihn selber! — und gleichzeitig macht die Sprachwissenschaft vollen Ernst mit dem eindringlichen Studium der Dialekte, wie die Wissenschaft überhaupt mit der Erforschung aller Seiten und unmittelbaren Lebensäußerungen des Volksgeistes, gleichzeitig entfaltet in der Volksmundart die Poesie ihre Schwingen und erreicht durch die Hebel, Klaus Groth, Fritz Reuter eine Höhe, welche beweist, daß sie nicht aus Curiosität, sondern dem Bedürfniß der Natur und des Herzens folgend das neue sprachliche Gewand sich angezogen. Wem es immer beschieden war, in den Tagen seiner Jugend eine Volksmundart zu sprechen und durch und durch ihre Laute und Formen und ihren gesammten Redestil sich anzueignen, der hat Grund, sich darob glücklich zu schätzen. Um Vieles in der Welt möchte ich persönlich es nicht missen, daß in meinen ersten Lebensjahren bis zum Eintritt in die Volksschule

noch kein schriftHochdeutsches Wort über meine Lippen gekommen, daß ich als Plattdeutscher von Geburt von dem Boden meiner plattdeutschen Heimat weniger entwurzelt bin als ich im anderen Falle es sein würde, daß meine sprachvergleicherischen Neigungen ihre erste und jetzt noch andauernde Nahrung finden konnten an dem mir frühzeitig entgegentretenden Verhältniß volksmundartlichen Mutterlautes und in der Schule erlernter Schriftsprache. Wer einen Volksdialekt, eine „Stammsprache", wie Klaus Groth lieber sagen möchte, ganz beherrscht, der hat dadurch vor Andern einen Vorsprung voraus auf dem Wege zu dem schönen Ziele, in das Verständniß der Volksseele und ihres Lebens und Webens einzudringen. Thöricht also handeln diejenigen von unseren „gebildeten" Eltern, welche da meinen, ihren Kindern eine Wolthat zu erweisen, wenn sie sie vor jeder Berührung mit der Sprache des gemeinen Mannes, des Handwerkers in der Werkstatt, des Bauers auf dem Acker hermetisch abschließen.

Ist es denn etwa auch zu billigen, wenn unsere Aussprache des Schrifthochdeutschen eine mundartliche Färbung bekommt? Es giebt Leute, die sich aufs eifrigste bestreben, es ja in ihrer hochdeutschen Sprache zu verleugnen, wes Landes Kinder sie sind und wo ihre Wiege gestanden.

Verzeihlich, meine verehrten Leser, oder zu rechtfertigen finde ich dies Bemühen nur in einem einzigen Falle: der Schauspieler auf der Bühne thut recht daran, seinen angebornen Dialekt abzustreifen. Warum?

Die Mundart ist untrennbar von der Scholle, auf welcher sie erwachsen ist. In der Mundart hat jedesmal der einzelne Volksstamm auch seinen Charakter ausgeprägt. Es ist nicht möglich, die Laute einer Mundart zu vernehmen, ohne an den Volksschlag, der sie spricht, erinnert zu werden. Dies ist der Grund, warum „der Gebrauch der Mundart für die Charakteristik so sehr nahe liegt," warum dem Localdichter und Schriftsteller, der ein Bild von einem Volksstamme, seiner Lebens- und Denk-

weise zeichnen will, die Mundart seine Aufgabe so sehr erleichtert: er findet gleichsam die Farben für das zu entwerfende Gemälde schon gemischt vor.[22]) Aus demselben Grunde aber muß begreiflicher Weise dem Schauspieler der Nationalbühne mundartliche Aussprache etwas zu Vermeidendes sein. Hieße es nicht nothwendig beständig unsere Illusion stören, wenn wir bei der Darstellung einer Theaterrolle einen Dialekt zu hören bekämen, der zu der betreffenden Rolle gar nicht paßte? Wäre es nicht geradezu ein immerwährendes Ausderrollefallen, wenn uns etwa ein Alemanne im Hebelschen „Schwizerdütsch" auf der Bühne Friedrich den Großen vorführen würde, wenn ein anderer Acteur mit dem nicht zu verkennenden breiten „Königsbarger Dialakt" im Schillerschen Wilhelm Tell uns immer nur an die flachen Ufer der Ostsee und des Pregel anstatt in die Berge des Vierwaldstädter Sees versetzen würde? Die Ideenassociation zwischen der Mundart und ihrer engeren geographischen Heimath ist eben unvermeidlich. Für die Bretter also, die die Welt bedeuten, erkenne man einzig — wo fern es sich nicht etwa um Aufführung von Localpossen handelt — der Schriftsprache und zwar der möglichst von allem dialektischen Beigeschmack gereinigten die Berechtigung zu. Sie klebt an keiner Scholle, sie vermag darum ein Gefäß für kosmopolitischeren Gedankeninhalt zu sein und sich je nach Bedürfniß der zu spielenden Rolle bald hier bald anderwärts zu localisieren.

Aber warum soll denn, so fragen wir, ein Mensch im gewöhnlichen Leben nicht in derselben Weise wie der Schauspieler seine hochdeutsche Rede von den Schlacken der mundartlichen Aussprache reinigen? Die Antwort lautet sehr einfach: darum nicht, weil er kein Schauspieler ist noch sein soll. Im gewöhnlichen Leben agiert ein Jeder nur in seiner eigenen Rolle. Wie soll er es da vernünftiger Weise scheuen, seine Sprache in dem für ihn selber und seine nächsten Landsleute charakteristischen Klange ertönen zu lassen? Erachten wir es sonst für einen Fehler, origi-

nales Wesen zu besitzen und eigenen Charakter zu zeigen? Doch wohl nicht. Und so ist es eine Ungereimtheit, in der Sprache eine Ausnahme machen, da sich lieber der allgemeinen Schablone fügen und das allgemeine Nivellement über sich ergehen lassen zu wollen.[23]) Nenne ich mit Stolz mich einen Sohn der rothen Erde, Westfalens, rühmt ein anderer mit „Fröhlich Palz, Gott erhalt's" das Land seiner Geburt und Kindheit, so stimmt es doch schlecht damit, wenn ich meine westfälische, der Pfälzer seine pfälzische Zunge von dem heimischen Mutterlaute krampfhaft zu entwöhnen sucht.

Wer da wüßte, in wie ungemein lächerlichem Lichte dem Sachkenner oft sein Gebahren, den heimathlichen Dialekt zu verleugnen und sich die Sprechweise einer anderen Gegend anzuquälen, erscheinen muß, der ließe es wohl weislich dabei bewenden und spräche nur, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ein Süddeutscher bemüht sich, sein sch in **sch**tehen, **sch**prechen abzugewöhnen, weil er das reine **st**, **sp** der Hannoveraner, Braunschweiger, Mecklenburger, Westfalen für feiner, für schriftdeutscher hält. Gleichzeitig verlacht derselbe Süddeutsche den Westfalen, wenn dieser nicht nur in **st**ehen, **sp**rechen, sondern auch in **sl**afen, **sw**immen, **sn**eiden, **sm**ecken das reine s hervorbringt. Was sagt die historische Sprachwissenschaft dazu? Ehemals sprachen alle Deutschen in eben diesen Wörtern überall das reine s. Der Westfale verbleibt bis heutigen Tags bei diesem alterthümlichen Lautzustande. Im Mitteldeutschen gab es eine Zeit, wo die Wandelung des s in sch vor den Lauten l, w, m, n durchgedrungen war, nicht aber vor den harten Consonanten t und p stattgefunden hatte; dies ist das Stadium, welches uns in unserer hochdeutschen Schrift fixiert vorliegt. Oberdeutsch aber, im ganzen Süden, ging frühzeitiger überall in solchen Wörtern wie den genannten das s, auch vor t und p, in sch über. Indem nun also der Süddeutsche sich abmüht, um auf den Standpunkt des st-, sp-Sprechens zu kommen, wagt er es thörichter Weise, den Westfalen

zu höhnen, daß er mit seinem slafen, swimmen u. s. w. diesen Standpunkt nur noch viel consequenter einnimmt.

Zu verdammen also ist alle bewußte und gekünstelte Nachäfferei der Sprechweise anderer Gegenden und anderer Volksstämme. So sich Jemand aber längere Zeit, Jahre lang, außerhalb der Heimath aufhält, so pflegt erfahrungsmäßig auch seine Sprache von dem Dialekt der Fremde beeinflußt zu werden, sie verliert Eigenthümlichkeiten der angestammten Mundart und nimmt andere der fremdartigen an. Und besonders in der Jugend geschieht das nothwendig und leichter, weil in diesem Alter bekanntlich überhaupt alle äußeren Eindrücke sich fester haftend zeigen. Wenn sich so seine Redeweise modifiziert, der wird selbstverständlich von unserm Tadel nicht betroffen. Was unbewußt geschieht, das geschieht von Natur. Natur aber ist es, worauf die historische Richtung der neueren Sprachwissenschaft immer dringt, Natur das Ziel, wohin auch unsere deutsche Sprache ihre wahren und kenntnißvollen Freunde wieder führen und anleiten möchten.

Aber die Schrift, sagt man, die Schrift! Fordert nicht sie von uns gebieterisch, daß nach ihr und ihren einmal getroffenen Normen unsere Aussprache sich richte?

Die Schrift, meine geehrten Leser, ist allerwärts nur die Dienerin der lebenden Sprache. Es hat Sprache gegeben, lange bevor schriftliche Aufzeichnung derselben stattfand. Dazu ist die Schrift auch sogar nur eine unvollkommene Dienerin. Alle Orthographie jedes Volkes wird niemals, und sei sie relativ noch so vollkommen, ein ganz getreues Abbild des lebenden Wortes sein. Sie kann es auch gar nicht sein, denn dazu ist das Material der Schrift viel zu roh, um die feinsten Schattierungen der Lautverhältnisse der Sprache gleichsam mit photographischer Treue und Genauigkeit darzustellen, oder gar dem allezeit wandelbaren Sprachlaute bei seinen leisesten Veränderungen sofort auf dem Fuße zu folgen.

Bei dieser so untergeordneten Stellung, diesem rein accidentiellen Charakter der Schrift, wer wird ihr die Befugniß einräumen wollen, die lebende Sprache, ihre Herrin, zu tyrannisieren? Der Gebrauch der Schrift, unsere herkömmliche Orthographie ist das Resultat einer anfangs von wenigen Einzelnen ausgehenden, nachher von den vielen Angehörigen der gesammten Sprachgenossenschaft stillschweigend acceptierten Vereinbarung. Da wäre es also, angenommen selbst daß es überhaupt möglich und ausführbar wäre, im Interesse des allgemeinen schriftlichen Verkehrs nicht einmal wünschenswerth, daß die vielen lautlichen Veränderungen der Sprache sich allemal sofort auch auf die Schrift und Orthographie übertrügen. Letztere mag also starr bleiben, mag sogar durch Akademien, orthographische Conferenzen u. dergl. noch starrer gemacht werden, als sie schon ist oder war. Aber den beweglichen, lebendigen Sprachlaut in dieselben Fesseln zu schlagen, die der Schrift und Orthographie theils durch Nothwendigkeit, theils aus praktischen Gründen anhaften, das ist Unnatur, das heißt vom Wesen der Sprache und ihrer Entwickelung noch nicht die elementarsten Begriffe erfaßt haben. Darum fort mit der an den Schulmeisterzopf mahnenden, alles echten sprachhistorischen Sinnes baaren Regel: „Sprich wie du schreibst!" Sie ist eben so unsinnig und widernatürlich, wie die andere, ihr Seitenstück „Schreib wie du sprichst" praktisch unausführbar ist.[24])

Nach allen Seiten hin also müssen wir, glaube ich, für die Entfaltung individueller und mundartlicher Sprache und Sprechweise den möglichst weiten Spielraum fordern. Es ist ein Glück für das geistige Leben unseres Volkes überhaupt, daß es noch überall, wohin wir blicken im deutschen Sprachgarten, der eigenartigen Gewächse mundartlicher Rede eine ganze Menge giebt, die da grünen und blühen und die Hoffnung geben, daß sie einstweilen noch lange nicht vor der uniformierenden, nivellierenden Sichel der angeblichen Cultur dahinsinken werden. Wehe

unserer Sprache, wehe eben der Schriftsprache selbst, wenn es erst dahin kommen sollte, daß neben ihr die Volksdialekte ausgestorben wären! Dann, ja dann dürfte im wahrhaften Sinne das Zeitalter des schlechten Deutsch angebrochen sein, wenn erst Hans oder Kunz, der jetzt seine Mundart correct und untadelig spricht, anstatt dessen das „Messingsch" radebricht und wenn der gebildete Hausknecht auch nur im gebildeten Hochdeutsch parliert oder mit sich parlieren läßt. Treffend verweist man uns auf den Jargon, wie er schon jetzt an unseren größten Culturmittelpunkten wie Berlin um sich gegriffen hat, um uns damit ein Bild, ein grauenerregendes, von der deutschen Sprache nach Ertödtung der naturwüchsigen Volksmundarten vorzuführen.[25])

Für unsere Spracheinheit aber von einer Beibehaltung und Pflege der volksthümlichen Stammsprachen des Vaterlandes hinfüro noch etwelche Gefahr zu befürchten, das wäre doch wohl eine gar eitle und thörichte Furcht. Die Einigkeit der deutschen Volksstämme, nachdem dieselbe im letzten Jahrzehnt auch politisch geschaffen worden, nachdem sie in der Sprache schon geraume Zeit vorher, so weit die deutsche Zunge klingt, bestanden hatte, diese Einigkeit ist nun nicht mehr ein so zartbesaitetes Ding, daß sie nicht die Mannigfaltigkeit neben und in der Einheit, die Originalität und individuelle Besonderheit neben der Universalität und Allgemeinheit, den berechtigten Particularismus neben der nothwendigen Centralisation, das Heimathsgefühl neben der Vaterlandsliebe, die provinziale Volkstracht neben der nationalen Uniform, daß sie nicht die Mundarten neben der Schrift- und Buchsprache ertragen könnte.

Ja, es vermag nunmehr sogar auch die Mundart selbst, weit entfernt die Stämme in Deutschlands Gauen noch zu trennen, sie vielmehr enger unter sich zu verbinden. Im flachen Norden vernimmt der Niederdeutsche die Stimmen seiner äußersten südlichen Brüder in den Bergen, wenn er die alemannische Innigkeit des Gefühls, wie sie in Hebel's Gedichten zum Aus-

druck kommt, mit empfinden lernt. Aus Groth's Quickborn erschließt sich dem Süddeutschen Denken und Fühlen der stammverwandten nordischen Meeranwohner in den holsteinischen Ditmarschen. Und vollends dem unverwüstlichen mecklenburgischen Schalkshumor sind ja durch Fritz Reuter in allen Theilen des Vaterlandes warme Freunde gewonnen. Litterarische Pflege der Mundarten vermittelt so den geistigen Verkehr zwischen Deutschlands Völkerstämmen, hilft die gegenseitigen Vorurtheile mindern und läßt, wie es Klaus Groth so schön sagt, den Bruderstamm dem Bruderstamm in's Herz schauen.[26])

Anmerkungen.

1) Aug. Schleicher, Die deutsche Sprache, 2. Aufl. Stuttgart 1869. S. 105.

2) Vergl. Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Berlin 1873. S. 5 ff

3) Vergl. Klaus Groth a. a. O. S. 9.

4) Vergl. Klaus Groth a. a. O. S. 5.

5) Vergl. Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel 1858 S. 45 ff. Ueber Mundarten und mundartige Dichtung, S. 33.

6) W. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Berlin 1874. S. 49.

7) Näheres über den sprachmethodologischen Grundsatz von den ausnahmslos durchgeführten Lautwandelungen in meiner Abhandlung „Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung" in dieser Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge XIV. Serie, Heft 327.

8) Carl Gottfried Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Frankfurt a. M. 1851. 8. Aufl. Heidelberg 1882. Nadler führt uns S. 144 ff. = S. 112 ff. der achten Aufl. in einem dramatischen Schwank zwei „hochdeutsche Nähdersmädle" vor, von denen eine die andere in der obigen Weise zurechtweist bei ihren Verstößen gegen das gebildete Hochdeutschsprechen.

9) Vergl. Jak. Grimm, deutsche Gramm. I² 902 des neuen Abdrucks.

10) Vergl. Weigand, deutsch. Wörterb. II² 804.

11) Vergl. Grimm, deutsch. Wörterb. V 734 f.

12) Vergl. Weigand, deutsch. Wörterb. II² 4.

13) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 10.

14) Vergl. Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 13 f.

15) Vergl. Dannehl, Ueber niederdeutsche Sprache und Literatur (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausg. von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff Heft. 219 u. 220.) S. 27 ff.

16) Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung S. 58.

17) Vergl. Dannehl a. a. O. Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung S. 59 ff.

18) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 15.

19) Vergl. Dannehl a. a. O.

20) Vergl. Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 96 ff. Ueber Mundarten und mundartige Dichtung S. 27 ff.

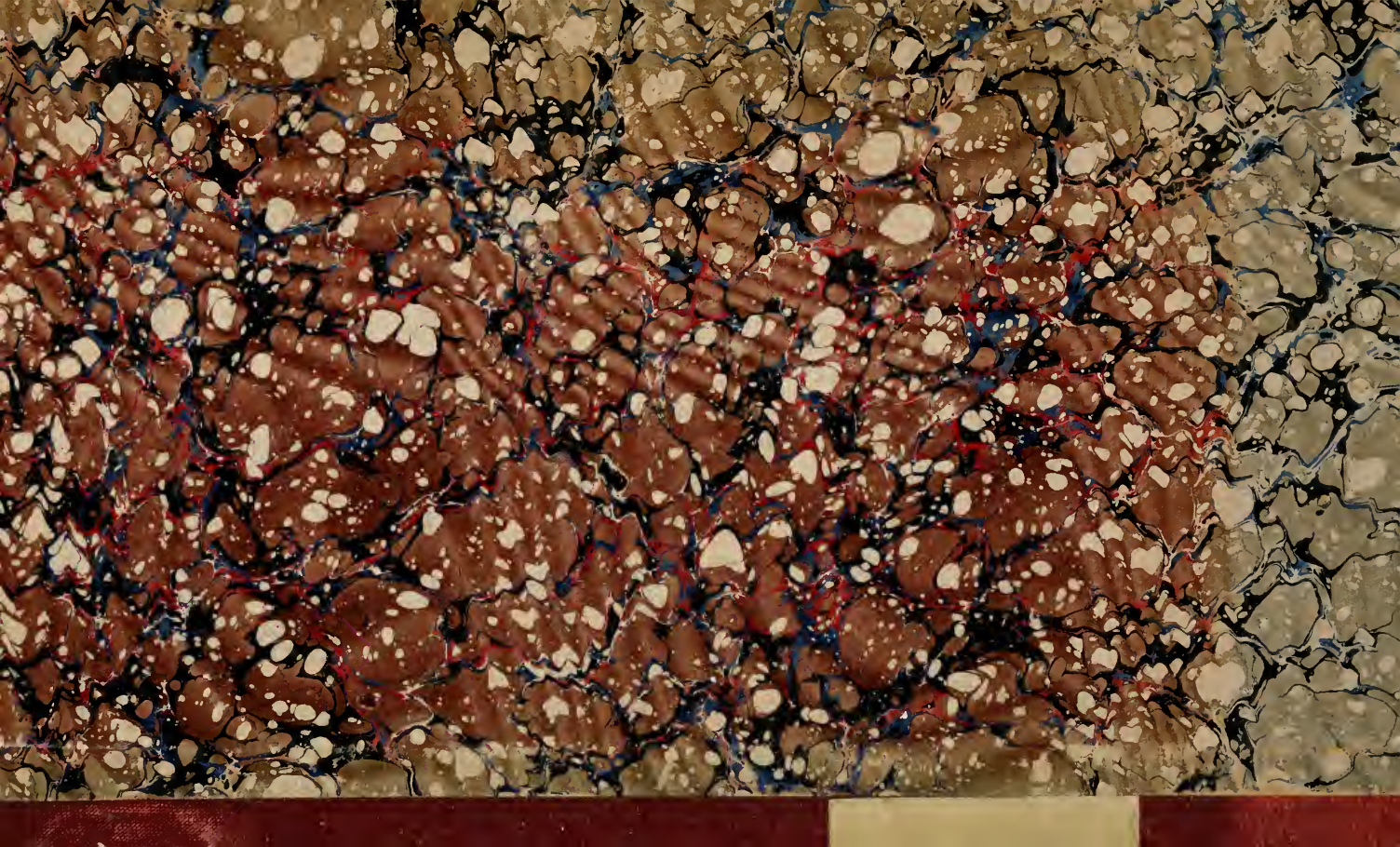
21) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Bearbeitet von C. Böttger. Leipzig 1863. S. 47.

22) Vergl. Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung S. 4.

23) Vergl. auch Schleicher, Die deutsche Sprache² 111 f.

24) Werthvolle und eingehende Erörterungen über das Verhältniß von Sprache und Schrift findet der Leser bei H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1880. S. 245 ff. und in desselben Verfassers Abhandlung „Zur orthographischen Frage". Berlin 1880. (Deutsche Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff Heft 143.)

25) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 40 f. 70. Ueber Mundarten und mundartige Dichtung S. 30.

26) Vergl. Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 72 ff. Ueber Mundarten und mundartige Dichtung S. 34 ff., 74.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm), Berlin, Schönebergerstr. 17a.